

Als Nadelholzwirtschaft und Rotwildhege ins Wanken kamen



Dr. Bartel Klein, Mitglied der BJV-Kreisgruppe Hof und deren ehemaliger Vorsitzender, war Forstpräsident in Chemnitz und danach Landesforstpräsident von Sachsen. Er war auch Jägerausbildungsleiter, Prüfer und Jagdberater.

Die „Rotwildfreundlichkeit“ der Nachkriegszeit wurde durch die Tatsache befördert, dass es dem Waldbesitz und der Forstwirtschaft gut ging.

Es gab der Nachfrage entsprechend genug starkes und gesundes Holz, für das gute Preise bezahlt wurden. Zudem waren die Lohnkosten für die Waldarbeit vergleichsweise gering. Vom Rotwild geschältes, rotfaules Holz war in der Dimension noch recht schwach und als solches ohnehin wenig nachgefragt. Es konnte fast ausnahmslos in den Staatsforsten als Reichtholz abgegeben werden.

Starke Schwankungen kennzeichneten die Geschichte des Rotwildes im Fichtelgebirge in den vergangenen Jahrhunderten. Dr. Bartel Klein schildert, wie forstliches Wohlergehen der Wildart noch bis in die 1960er Jahre eine ruhige Existenz sicherte. Doch seither sind Wald und Wildbestände in einem Umbruch.

Nach wie vor bestimmte – von örtlichen Ausnahmen abgesehen – die klassische Nadelholzwirtschaft das Geschehen. Noch in den 1960er Jahren stand eine Fichte auf jedem Quadratmeter Kulturfläche.

Holz war eines der Güter, die zur Wiedergutmachung des Krieges an die Alliierten geliefert werden mussten. Zuständig dafür war die Nothilfe- und Wiederaufbauverwaltung der Vereinten Nationen (UNRRA).

Durch die so genannten UNRRA-Hiebe, durch Kriegsnot und Kriegslasten entstanden in den Wäldern große Kahlflächen. Diese wurden unter Einsatz von Saisonarbeitskräften, meist Kriegerwitwen, umgehend mit Fichte aufgeforstet. Durch intensive Kulturpflege wuchsen die Bäume schnell zu Dickungen und damit Rotwildeinständen heran. Diese Flächen waren dann wegen der sehr hohen Populationsdichte Mitte der 60er Jahre bereits zu 100

Prozent geschält. So berichtete es mir der damalige Oberforstmeister von Weißenstadt anhand der Unterlagen der Forsteinrichtung, also der Walderhebung und Planung des Jahres 1964. Für viele Förster war das noch kein Alarmzeichen, obwohl zahlreiche private Waldbesitzer schon Sturm liefen.

Es war absehbar, dass es bei dieser Überhege und den untragbaren Schälchäden nur eine Frage der Zeit sein würde, bis neue Verantwortliche Gegenmaßnahmen ergreifen würden.

Mit der Wirtschaftsentwicklung in den 60er und 70er Jahren ging eine beispiellose Lohnsteigerung und dann aus Kostengründen eine sukzessive Mechanisierung der Waldarbeit einher. Die Holzpreise jedoch stagnierten, so dass die Schere zwischen Ertrag und Aufwand zunehmend auseinanderklaffte. Der Waldbesitz begann in die roten Zahlen abzurutschen.

Zunehmende Wetterextreme



Blick ins Fichtelgebirge um 1960

mit häufiger werdenden Waldkatastrophen und immissionsbedingte Schädigungen – Stichwort „Waldsterben“ – mit Folgeschäden durch Borkenkäfer führten zu erheblichen Depressionen auf dem Holzmarkt.

Die Stürme Wiebke und Vivan im Frühjahr 1990 waren dann der erste „GAU“. Deutlicher denn je signalisierten sie, dass es mit den weit verbreiteten Nadelholzmonokulturen so nicht weitergehen konnte. Das Holzpreisniveau für Fichte und Kiefer sackte für Jahre in den Keller und die staatlichen Forstbetriebe tief in die roten Zahlen.

Spätestens zu diesem Zeitpunkt war klar, dass der Wald naturnah umgebaut werden musste. Fixkostenabsenkungen und organisatorische Reformen der Forstbetriebe und -verwaltungen waren geboten. Im Zuge dessen galt es, die Anforde-

Prägende Nadelwälder: Noch in den 1960er Jahren stand im Fichtelgebirge eine Fichte auf jedem Quadratmeter Kulturfläche.



Erfolgreiche Nachsuche auf einen Rothirsch 1985. Damals noch vorhandene Bestandslücken im Wald wurden als Wildäcker genutzt.





Große Einschlaglücken zeichneten die bewaldeten Hänge des Fichtelgebirges in der Nachkriegszeit, hier im Hintergrund den Ochsenkopf. Holz war einer der Rohstoffe, die zur Wiedergutmachung des Krieges abgeliefert werden mussten.

rungen der Gesellschaft an ihren Wald für die Zukunft sicher zu stellen. Die Multifunktionalität des Waldes rückte in den Mittelpunkt aller forstlichen Überlegungen. Manche bisher unliebsamen Mahner mit Namen wie Sperber, Bibelriether oder Meister wurden plötzlich zu Vorbildern.

Die inzwischen prekäre Lage der Forstwirtschaft machte klar, dass ein Waldumbau für Waldbesitzer finanziell nicht durchzuhalten war, wenn die Mischkulturen mit Zäunen geschützt werden müssten. Die Betriebswirtschaft mit ihren modernen Durchleuchtungs- und Analyseverfahren hielt Einzug. Unwirtschaftliche und defizitäre Maßnahmen wurden aufgedeckt und schwarze Zahlen das Ziel.

Mit der Ökonomisierung wurden Schältschäden zu künftigen Einnahmeverlusten hochgerechnet, die fast kein Waldbesitzer zugunsten des Rotwildes tragen wollte. Die Abschusszahlen wurden unter maßgeblichem Einfluss des Staatsforstes hochgeschraubt.

Von da an kam es zu nicht wenigen Beziehungsstörungen zwischen Jägern und Förstern.

Ins Aufgabenfeld des Jägers rückte immer stärker die Verantwortung für die Umwelt und den Wald. „Wald vor Wild“ wurde in Bayern ins Waldgesetz aufgenommen.

Mit der langen Reduktionswelle begann im Fichtelgebirge eine oft bis zu acht Monate währende scharfe Bejagung über Ansatz, Pirsch, Sammelansätze und Drückjagden. Es entstand, wohl auch als Folge zuwandernden Schwarzwildes, die Unsitte der KIRRung auch auf Rotwild. Zwischenzeitlich wird dies flächendeckend praktiziert.

In Fichtengebieten mit langen Wintern wie im Fichtelgebirge kann man Schältschäden nicht besser provozieren als mit der KIRRJagd. Das Rotwild steht stundenlang ängstlich abwartend mit leerem Pansen in der Nähe der KIRRUNgen und schält. Traut es sich an das verlockende Futter, erlebt es immer wieder mit, wie eines der Rudelmitglieder nach lautem Knall tödlich getroffen zusammenbricht oder noch ein paar Todesfluchten macht.

Ist die Schusszeit vorbei, wartet das Rotwild dann vergeblich tage- und wochenlang an den wegen der Schonzeit nicht mehr beschickten KIRRUNgen und schält und schält. Noch mehr Schältschäden entstehen auch, wenn in Notzeiten zu spät mit dem Füttern begonnen oder gar nicht gefüttert wird.

Die Achtung vor der Kreatur sollte im Zweifelsfalle zum Füttern Anlass geben. Und bei Uneinigkeit hat die Untere Jagdbehörde festzulegen, wann Notzeit ist.

Das Verhältnis zwischen Rotwildbestandshöhe und Schältschäden kann sich bei dieser Behandlung nur extrem zu mehr Schältschäden verschieben. Die Forderung nach weiterer Abschusserhöhung kann damit nachvollziehbar erneut erhoben werden. Und plötzlich ist man – zumindest örtlich – am Tiefpunkt der Rotwildpopulation, wie zum Beispiel in den Jahren 2000 und 2001.

Die Abschussstatistik des Rotwildes im Fichtelgebirge zeigt in den letzten Jahren gewaltige Sprünge. Gründe sind nicht nur das gute frühwinterliche Beutemachen, sondern auch ein mangelndes Erfassen der tatsächlichen Bestands- und Zuwachsverhältnisse. Daran krankt die Festlegung der Abschusspläne. Geschlechterverhältnis und Zuwachs wie auch die Ursachen der Schältschadenssituation werden fehlinterpretiert.

Nur wenige Jäger sind mit der Situation des Rotwildes im Fichtelgebirge zufrieden. Es macht uns Probleme, tragbare Wildschäden mit dem in den Hege- und Bejagungsrichtlinien genannten Ziel in Einklang zu bringen, „in ihrer Gliederung nach Geschlechter- und Altersklassenverhältnis richtig aufgebaute Rotwildbestände zu erhalten“. Denn wie sollen wir sie erhalten? Wir haben sie ja nicht einmal!

Fortsetzung folgt